# Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 4. 12. 1938 | Nr. 49

Richard Euringer:

## Gespräche unter Deutschen.

Der Dichter Richard Euringer nimmt hier zu einer Zeitfrage, die gegenwärtig viele Deutsche beschäftigt, eindeutig Stellung.

Die Schriftleitung.

Die Zeit der Diskussionen ist vorbei. Die Zeit der Diskurse aber beginnt erst.

Entscheidungen herbeizuführen, stellt man sich nicht mehr auf offenen Markt und zettelt jenen Schreikampf an, bei dem nicht immer der Kampfschrei siegt, dafür oft genug der Schreihals. Im Zwiegespräch hinter verschlossenen Türen klärt eine Frage sich lauterer, leiser und wohl auch weiser als im Gezänk der Eitelkeiten. Das Rhetorische entfällt; auch dort, wo die Form gewahrt wird. Die Sache spricht. Und nicht der Redner. Keinesfalls dreht es sich um die Person. Bestenfalls setzt sie sich aufs Spiel. Frage und Antwort streben auf kürzestem Weg dem Entschluß zu, der verantwortet werden muß, weil er, gefaßt, so gut wie vollstreckt ist. Sprecher solch eines Zwiegesprächs — mögen es zweie sein oder zwanzig — sprechen sich aus; sie reden nicht mehr.

Solche Aussprache tut not. Wenn England mit Deutschland heute ein Gespräch wünscht, so meint es diese Art Diskurs. Die verantwortlichen Männer setzen sich um den Kamin, unterhalten sich über Fragen, auf die man zur Antwort kommen will, und versuchen sich zu verstehen. Man hört sich an.

Versteht man sich nicht, so endet die Zwiesprache nicht in Geschrei, sondern in Schweigen.

Dies Schweigen kennen wir auch sonst. Es wird heute über manches geschwiegen, worüber nicht mehr diskutiert wird. Das ist gut, und ist nicht gut. Denn wo geschwiegen wird, da wird auch gemunkelt. Dies Munkeln aber entzieht sich, genau so wie das Geschrei der Schreier, der Verantwortung des Wortes. Verantwortungsbewußte Geister versagen sich dem gegenüber selten der Aussprache im Gespräch. Sie deuten sich beharrliches Schweigen als Symptom des Mißverstehens. So wünschen sie Rede und Antwort zu stehen. Ja, sie werfen die Frage selbst auf, die nicht gewagt wird. Sie eröffnen das Gespräch, schlimmstenfalls als Selbstgespräch.

Die Zeit der Aufrufe ist vorbei. Die Zeit des Aphorismus beginnt erst.

*

Freilich, es gibt Bereiche des Schweigens, die nicht durchbrochen werden wollen. „Wahrheits"fanatiker ohne Scheu, die meinen alles beschwatzen zu müssen, werden Zersetzer. Sie analisieren im Antlitz der Liebenden den Geschlechtstrieb. Sie glauben zu lügen, wenn sie die Feststellung unterließen, auch die Fahne sei „nur ein Tuch", und sie leugnen dabei stumm, daß sie denn doch mehr als ein Tuch ist. Sie hoffen zu klären und „klären auf".

Keimendes Leben zieht sich natürlich in sein Schöpfungsgeheimnis zurück, dorthin, wohin der Witz nicht reicht. Den Verfall antiker Kulturen studiert man am lehrreichsten an der Stelle, wo der Witz der „Eingeweihten" beginnt, Mysterien zu entweihen. Jenes Lächeln der Auguren dünkt sich wissend und verrät doch nur Mangel an Weihe, an frommer Scheu. Ohne sein Mysterium aber lebt Lebendiges nicht. Enthüllungen, die sich der Vorwitz leistet, zerstören Kult, Kultur und Staat.

Wahrhaft sein, heißt nicht schamlos sein, heißt vor allem nicht zuchtlos sein. Wer eine Liebe zerrütten will, der berede ihr Geheimnis! Letzte Hingabe bleibt stumm.

*

Die Forderung, „alles sagen zu dürfen", die zuweilen Leute erheben, gleicht der, alles tun zu dürfen, die freilich selbst der Narr nicht erhebt. Schlimmstenfalls nämlich täte er das was er angeblich nicht tun darf.

Warum nun sagt der, der nicht „darf", das nicht, was er „nicht sagen darf"?

Wahrscheinlich, weil es verbrecherisch ist oder weil es unhaltbar ist. Weil es nicht stichhält oder doch nicht ohne weiteres stichhält, so daß man sich erst bemühen müßte, es in eine Form zu bringen, in der es verantwortet werden kann.

Da nämlich steckt meist der springende Punkt. Man möchte maulen, ungestraft sagen, was einem gerade einfällt, haltlos, hemmungslos, unbedenklich, ohne Rücksicht auf Staat und Partei, Nebenmenschen und Nachbarnation. Man möchte nicht verantwortlich sein für das, was man aus schlechter Laune, aus Unlust oder Windbeutelei, aus Bosheit und Mißtgunst vor sich hin schwätzt. Man wünscht sich das Recht, so flegelhaft, faul und im Tiefsten teilnahmslos, wie man im Grunde seiner Seele ist, auch daherreden zu dürfen.

Und man redet auch so daher; allerdings nur, wenn es niemand hört. Und das „sollte anders sein". Man „sollte" so daherreden „dürfen", öffentlich und ungestraft.

Ein erbärmliches Begehren: die Sucht, etwas zu sagen zu haben, wo man nichts zu sagen hat, schon weil man lieblos, ehrfurchtslos und im Tiefsten teilnahmslos ist.

Man frage doch einmal solche Tröpfe, was sie denn vorzubringen haben! Man fordere ihnen den wichtigsten ihrer Gedankengänge ab! Sie mögen, bitte, den Mund auftun und das entwickeln, was zu sagen ihnen angeblich verwehrt wird!

Man wird staunen, welch ein Brei von Mißvergnügen unverdaut zu Tage tritt. Vom Hundertsten ins Tausendste kommend, leiern solche Leute eher eine Litanei konfuser Andeutungen herunter, als daß sie sich dazu bequemen, auch nur einen einzigen Punkt festzunageln und zu sagen, was denn nun geschehen soll. Die Ausflucht lautet dann meist: „Es lohnt nicht", d. h. man weiß nicht, was man will; ist nicht Kerl genug, sich das einzugestehen, aber Scheißkerl genug, zu stänkern.

Charaktere, andererseits, die tatsächlich etwas zu sagen haben, pflegen nicht erst anzufragen, ob sie „dürfen". Sie nehmen sich die Freiheit heraus. Sie sind gewohnt, die Verantwortung für ein Wort erst recht zu tragen, wenn es ein gewagtes Wort scheint. Ja, sie melden mit solch einem Wort sich als mitverantwortlich an. Sie schweigen nicht, weil sie Verantwortung tragen.

Aus Verantwortungsbewußtsein aber werden sie auch einmal mitzuschweigen wissen; dort wo nur die Tat entscheidet. Ja, sie werden sogar fragen, ob derzeit und an dem Ort ein auch gutgemeintes Wort nicht am Ende nur verwirrt. So kennen sie aus Gefolgschaftstreue auch den Begriff des Unerwünschten. Nicht weil sie „Byzantiner" sind; sondern weil sie wissen, was Dienst ist.

*

Jahrgänge, die in der anarchischen Unzucht der Nachkriegsjahre aufgewachsen, scheinen oft gar nicht zu ahnen, daß es vor dieser Auflösungsphase eine Zeit der Zucht gegeben, in der durchaus nicht all das „erlaubt" war, womit die Führung dann aufgeräumt hat. Es war vorher auch „verboten". Erst die Lockerung der Zucht, der Verfall der staatlichen Macht, die Entfesselung übler Instinkte durch die Revolte ließ der Willkür freien Lauf. Damit erst verschwammen die Formen zu jener „demokratischen Freiheit", die sich alles und jedes erlaubt.

Amokläufer sind Amokläufer. Und Bekenner sind Bekenner. Der redlichste der Bekenner freilich wird immer wieder die Form suchen müssen, in der sich das, was zu sagen ist, sinnvoll und wirksam sagen läßt. Daß er sich darum bemühe, ist ein gut Teil seines Amtes. Damit schon lebt er und webt er gestaltend am Ausdruck seiner Zeit mit. Und er wird die Erfahrung machen, daß sich alles nicht nur sagen, sondern sogar hören läßt, was ein schöpferischer Geist positiv zu sagen hat, wenn er nur furchtlos ist, in Ehrfurcht.

## Altdeutsches Adventslied

Es kommt ein Schiff, geladen  
bis an den höchsten Bord,  
trägt Gottes Sohn von Gnaden,  
des Vaters ew'ges Wort.

Das Schiff geht still im Triebe,  
es trägt ein teure Last;  
das Segel ist die Liebe,  
der heil'ge Geist der Mast.

Der Anker haft auf Erden,  
da ist das Schiff am Land.  
Das Wort soll Fleisch uns werden,  
der Sohn ist uns gesandt.

Zu Bethlehem geboren  
im Stall ein Kindelein,  
gibt sich für uns verloren;  
gelobet muß es sein.

Und wer dies Kind mit Freuden  
umfangen, küssen will,  
muß vorher mit ihm leiden  
groß Pein und Marter viel,

danach mit ihm auch sterben  
und geistlich auferstehn,  
das Leben zu ererben,  
wie an ihm ist geschehn.

Nach Johannes Tauler (etwa 1308—1361)  
von Daniel Sudermann (1550—1631)

## Carl Zeiß — Bahnbrecher der Optik.

### Zu seinem fünfzigsten Todestage am 3. Dezember

Von Dr. Herbert Koch-Jena.

„Ein junger Mensch von 16 bis 18 Jahren, arm und brav, findet bei Unterzeichnetem für immer Beschäftigung. Mechanicus Zeiß."

Bescheiden und anspruchslos mutet die Anzeige an, die 1856 im Jenaer Wochenblättchen erschien. Dreißig Jahre später schritten über 300 Arbeiter und Angestellte hinter dem Sarge ihres Fabrikherrn her. Heute beschäftigen die beiden Stiftungsbetriebe von Zeiß und Schott (ohne die mannigfachen Neben- und Filialbetriebe) mehr als 14 000 Menschen. Der einstige „Hof- und Universitätsmechanikus" selbst konnte noch mit seinen Mitarbeitern die Herstellung des zehntausendsten Mikroskops festlich begehen. Schon diese wenigen Zahlen geben eine Vorstellung von dem raschen Wachsen der optischen Werke, deren Gründer Carl Zeiß gewesen ist.

Carl Friedrich Zeiß wurde am 11. September 1816 in Weimar als Sohn des Hofdrechslermeisters Johann Gottfried August Zeiß geboren. Bei seinem Vater ging damals der Erbgroßherzog Carl Friedrich von Sachsen-Weimar in die Lehre, er übernahm bei diesem dritten Sohn seines Lehrherrn Patenstelle und gab ihm seinen Namen. Mit der Primareife verließ der junge Zeiß das Weimarische Gymnasium und trat bei dem Universitätsmechanikus Friedrich Körner in Jena in die Lehre. Körner wie auch sein Amtsvorgänger Otteny hatte sich jahrelang der Fürsorge und der Mitarbeit Goethes erfreut. Viele Apparate, die der Dichter für seine Untersuchungen benötigte, wurden nach seinen Angaben von diesen beiden geschickten Meistern hergestellt. Im Jahre 1816 war Körner in den Lehrkörper der Universität aufgenommen worden, mehrere seiner Werke, die noch erhalten sind, zeigen ihn uns als vielbelesenen, erfahrungsreichen Mann. Als seinen Lehrherrn hat ihn auch Carl Zeiß stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Im Jahre 1838 verließ Zeiß Jena, um Maschinenbauer zu werden. In Wien, in Darmstadt, in Berlin lernte er. 1845 kehrte er nach Jena zurück. Er besuchte Vorlesungen, wurde Praktikant am physiologischen Institut und vom Botaniker Schleiden herangezogen, um verschiedene Apparate für botanische Versuche zu bauen. Seinen Lehrherrn Kör-

## Deutsche wissenschaftliche Pionierarbeit

### und polnisches Echo.

Jeder große geistige Umbruch im Leben eines Volkes bewirkt auch eine Umstellung in der Beurteilung der geschichtlichen Grundlagen, auf denen die Gegenwart beruht. Die Wiedererstehung Polens und die dadurch bedingte Neugestaltung der deutsch-polnischen Nachbarschaft konnte angesichts der alles beherrschenden Nachkriegspsychose keine Änderung der zweckgebundenen polnischen Geschichtsauffassungen der Teilungszeit mit sich bringen. Die Auseinandersetzung über Wesen und Sinn der Beziehungen beider Völker vermochte sich in der damaligen erhitzten Atmosphäre oft auch auf deutscher Seite nicht zu einer ruhigen und leidenschaftslosen Sprache durchzuringen. Erst die günstige Neuausrichtung der außenpolitischen Bindungen durch Adolf Hitler und Józef Piłsudski, die Entstehung des Großdeutschen Reiches und das Wachsen Polens, ließ es auf beiden Seiten als notwendig erscheinen, ein von den Schlacken der Tendenz gereinigtes Bild der engen kulturgeschichtlichen Nachbarschaft Deutschlands und Polens zu schaffen. Hatte noch das von Albert Brackmann herausgegebene Sammelwerk „Deutschland und Polen" (1933) eine Flut polnischer Entgegnungen hervorgerufen, in denen es nicht an sprachlichen Entgleisungen mangelte, so ist seitdem die betont wissenschaftliche Erörterung immer ruhiger und ausgeglichener geworden. Das wird besonders klar, wenn man daraufhin die polnischen Kritiken der in der Reihe „Deutschland und der Osten" erschienenen reichsdeutschen Forschungen durchsieht. Auch auf polnischer Seite hat man in den letzten Jahren mehrmals versucht, das Problem der großen Raumgemeinschaft grundsätzlich neu zu betrachten. Die Lemberger „Historische Gesellschaft" hat sogar einer besonderen Kommission den Auftrag erteilt, einen Doppelband „Polen und Deutschland" in Angriff zu nehmen. Mit seinem Erscheinen soll bald zu rechnen sein. Angesichts dieser Tatsachen mußte Karl Lücks neues Buch „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur" gerade in Polen besonderem Interesse begegnen. Tatsächlich ist darüber in den letzten Monaten in der polnischen Presse so häufig und so ausführlich geschrieben worden, daß sich ein Hinweis lohnt.

Es sei vorweggenommen, daß die polnischen Kritiker mit wenigen Ausnahmen das deutsche Buch ruhig und nicht befangen zu beleuchten versuchen, und daß sie sich dessen ernsten Forderungen nicht verschließen. Das beweist, daß die Zeit heute für die gemeinsame Schaffung der geistigen Grundlagen eines deutsch-polnischen Verstehens in der öffentlichen Meinung reif ist.

Die Wilnaer Zeitung „Słowo" (18. August 1938) schreibt u. a.: „Welche Umrisse schließlich der „Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur" annimmt, kann man sich leicht vorstellen. Nicht schmeichelhaft und sehr unangenehm für die Deutschen, um so mehr, als Lück selbst die drastischen Überlieferungen des Volksmundes nicht verschwiegen hat. Aber die Wahrheit verträgt keine Bemäntelungen, und Lück hat recht, daß er sie klarstellt. Er tut das leidenschaftslos und ruhig und nur zu dem Zwecke, daß sein Buch ein Beitrag zum gegenseitigen Verstehen sein möge, nicht auf Grund dieser oder jener politischen Tendenzen, sondern im Interesse eines tieferen Wissens von beiden Völkern und ihrer nahen geschichtlichen und kulturellen Nachbarschaft."

Zwar beanstandet z. B. im „Ilustrowany Kurjer Codzienny" vom 3. August 1938 ein Posener Publizist einige (von ihm allerdings mißverstandene) Thesen des Buches, doch erkennt er an: die von Lück mit seinem Werke verfolgten Absichten „mögen die allerbesten sein" und „der wissenschaftliche Apparat, mit dem Dr. Lück operiert, sei tatsächlich riesenhaft und bewundernswert." In einer weiteren Besprechung bezeichnet der „IKC" (16. September 1938) das Werk als „eine Encyklopädie von ungemein vielseitigem und höchst spannendem Inhalt." Sogar der „Kurjer Poznański", der Lücks Buch zunächst sehr scharf angegriffen hatte, nennt es nunmehr vorsichtiger in seiner Nummer vom 17. November 1938 „eine interessante, wenn auch etwas einseitige Arbeit."

(Schluß umseitig.)

ner fand er fast völlig arbeitsunfähig, ein anderer Mechanikus spielte keinerlei Rolle. Nachdem ein Versuch, sich in Weimar als Mechaniker niederzulassen, am Widerstande einiger Kollegen gescheitert war, wurde ihm 1846, namentlich dank Schleidens Fürsprache, die Erlaubnis erteilt, sich in Jena niederzulassen. Den 17. November 1846 bezeichnete er stets als den Gründungstag seines Unternehmens. Zunächst arbeitete er allein, aber schon 1847 nahm er einen Lehrling an, August Löber, der sich bis 1891 große Verdienste um den Betrieb erwarb.

Carl Zeiß beschränkte sich zunächst aufs „Pröbeln und Werkeln", d. h. er stellte Mikroskope her, so gut er es vermochte. Saubere, gediegene Arbeit verlangte er von sich und seinen Angestellten. Aber die Zuverlässigkeit seiner Erzeugnisse blieb nicht nur von den Zufälligkeiten des Glases abhängig, das er anderswoher bezog, sondern auch von der wissenschaftlichen Unberechenbarkeit der Linse. Jahrelang bestürmte ihn Schleiden, die Güte seine Mikroskope höchstmöglich zu steigern. Er wies ihn darauf hin, daß für das Mikroskop das gleiche möglich sein müsse, was Fraunhofer Jahrzehnte zuvor für das Fernrohr verwirklicht hatte. Schon erfreuten sich die Zeißschen Mikroskope dank ihrer sauberen Herstellung großer Beliebtheit. Im Jahre 1866 feierte der Rastlose mit seiner Belegschaft den Verkauf des tausendsten Mikroskopes.

Es war für Carl Zeiß von entscheidender Bedeutung, als sich der junge Jenaer Privatdozent für Physik Ernst Abbe, eines Tages an ihn wandte mit der Bitte, in seiner Werkstatt einige Versuche ausführen zu dürfen. Diesen tüchtigen Forscher gewann er für die Aufgabe, die Herstellung des Mikroskopes wissenschaftlich zu unterbauen. Es bleibt das Verdienst von Zeiß, daß er jahrelang gewaltige geldliche Opfer brachte, um die Fortführung der immer wieder ergebnislosen Versuche seines Mitarbeiters zu ermöglichen. Mit dem unerschütterlichen Glauben, seine Hoffnung doch einmal verwirklicht zu sehen, ermutigte er den jungen Gelehrten immer wieder zu weiteren Versuchen, bis endlich eines Tags das Heißersehnte Wirklichkeit wurde. Jetzt ging es unaufhaltsam aufwärts; die kleine Arbeiterschar konnte die Aufträge, die aus allen Ländern herbeiströmten, nicht mehr erledigen, die bisherigen bescheidenen Räume reichten bei weitem nicht mehr aus.

Noch aber blieb eine sehr wichtige Frage zu lösen: die Güte der Instrumente hing ja zu einem großen Teile von der Beschaffenheit des Glases ab, das zu ihren Linsen benutzt wurde. In Otto Schott aus Witten in Westfalen fanden Zeiß und Abbe den Mann, der ihnen geeignet erschien, dieses Glas in der einwandfreien Güte herzustellen wie man es benötigte. Sie bauten ihm 1884 das „Glastechnische Laboratorium", hier entstand bald das „Jenaer Glas", das hinfort die Grundlage für die Zeiß-Linsen bot.

Bis zum Tode des Gründers wurden in der Werkstätte im wesentlichen nur Mikroskope mit verschiedenen Nebenapparaten hergestellt. Den Übergang zum Großbetrieb, die Angliederung all der vielen Nebenabteilungen, erlebte Carl Zeiß nicht mehr. Die Umwandlung der Werkstätten in die „Carl-Zeiß-Stiftung" durch Ernst Abbe erfolgte erst nach dem Tode des Gründers. Über alledem darf man aber nie vergessen, was das Riesenwerk von heute Carl Zeiß verdankt. Denn er hat mit Zähigkeit den richtigen Gedanken trotz aller Fährnisse und Mißerfolge vertreten, daß die praktische Herstellung des Mikroskopes auf wissenschaftliche Theorie gegründet werden müsse.

Es hat dem Meister nicht an Ehrungen gefehlt, nicht fehlen können. Wir vermissen freilich seinen Namen in der Liste der Jenaer Ehrenbürger; aber 1860 ernannte ihn der weimarische Großherzog zum Universitäts-, 1863 zum Hofmechanikus und vierlieh ihm 1886 seinen Falkenorden Erster Klasse. Schon 1857 wurden seine Fabrikate auf der thüringischen Gewerbeausstellung mit der silbernen, 1861 mit der goldenen Denkmünze ausgezeichnet. Eine große Freude bereitete ihm die kunstvoll ausgestattete Ehrenkunde des Kongresses russischer Ärzte, die 1887 bekundeten, daß seine Erzeugnisse „das Vollkommenste sind, was auf diesem Gebiete existiert".

Die philosophische Fakultät in Jena verlieh ihm 1880 die Würde eines Ehrendoktors. Carl Zeiß nahm diese äußere Ehrung dankbar, aber in Bescheidenheit entgegen. „Als schlichter Mann ist er unter uns gewandelt wie der einfachste Bürger unserer Stadt, in seinem Auftreten fast über die Gebühr bescheiden", rühmte ihm sein Mitarbeiter Ernst Abbe nach. Ein schmuckloser Marmorblock auf dem alten Friedhof in Jena zeigt das Bild des großen Optikers und trägt die Inschrift:

> Ein edler Mensch, wie wenige
> hat er Großes ausgerichtet,
> auf Geschlechter wirkt er fort
> in Segen.

## Ist das nicht wie Advent?

Winde rauschen im Garten;
rot meine Kerze brennt.
Still auf die Freude zu warten,
sag, ist das nicht wie Advent?

Über den Tagen und Nächten
liegt ein verheißender Schein;
heimliche Hände flechten
himmlische Rosen darein.

Halb noch von Wolken verhangen,
leuchtet von fern schon ein Licht;
strahlt mit erblühenden Wangen
lächelnd ein Frauengesicht . . .

Winde rauschen im Garten;
rot meine Kerze brennt.
Still auf die Liebe zu warten –
sag, ist das nicht wie Advent?

Heinrich Anacker

# Im Moor der Rokitnosümpfe.

### Aus dem neuen Kriegstagebuch „Vier Jahre am Feind!"

Von Colin Roß.

20 Jahre nach dem großen Krieg veröffentlicht der bekannte Reiseschriftsteller sein Kriegstagebuch. Dr. Colin Roß hat den Krieg in allen Graden seiner Heftigkeit, vom Idyll im eroberten Dorf bis zum Sturmangriff und bitteren Ringen Mann an Mann, erlebt. Da er sich das, was er gesehen und gefühlt hat, stets sofort von der Seele schrieb, ist ein außerordentlich frischer und fesselnder Bericht entstanden. Wir bringen aus dem Buch „Vier Jahre am Feind" (geb. 2,90 Rm., Leinen 3,60 Rm.) mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, einen Auszug.

Die Brücke ist noch nicht fertig. Wir lagern am Waldrand. Sumpfwald; Laubbäume, Weiden und Erlen. Wenige Schritte vom Wege wird der Grund bereits moorig und feucht. Das Gras schillert in jenem verdächtigen Grün, das den Sumpf kündet und vor dem die Pferde scheuen. Die Tiere schnuppern am Boden, reißen das Laub von den Bäumen. Die Haferration ist knapp.

Die Zeit drängt. Wir brechen auf, kaum daß das letzte Brett verlegt, der letzte Nagel eingeschlagen ist. Am Waldrand beginnt der Boloto Golo, einer jener Sumpfseen, die im Sommer trocken liegen. Aber die Grasnarbe ist nur dünn. Sie trägt wohl den Fußgänger und den Einzelreiter, unter größerer Last aber bricht sie, und wie aus Wunden quillt zwischen der grünen Decke moorige schwarze Erde hervor. Ein Gerätewagen hat voreilig den Weg versucht. Jetzt steckt er bis über die Achsen im grundlosen Moor. Einen kilometerlangen Bohlenweg haben die Pioniere über den sumpfigen Grund gelegt. Wie das Regiment darüber marschiert, schwankt er auf und ab. Wir gehen wie auf wiegenden Federn.

Ein Ordonnanzoffizier reitet an der Kolonne vorbei. Es geht ihm nicht rasch genug. Er biegt vom Wege ab. Wenige Galoppsprünge, und sein Pferd ist eingebrochen. Die Hinterbeine versinken in dem schwarz aufquellenden Grund, mit den Vorderbeinen klammert es sich angstvoll wiehernd an den Brettern des Bohlenweges fest.

Die eigentliche Brücke ist nur kurz. Ein unscheinbarer Wasserlauf, nur wenige Meter breit, führt durch das Moor. Und doch ist vor wenigen Stunden der Rittmeister mit seinem Burschen darin ertrunken. Er ritt als Verbindungsoffizier zum Nachbarkorps. Die Brücke war noch nicht fertig. Er hatte keine Zeit zu warten und ritt durch das Wasser. Ein Rennreiter, ein Sieger in manchem Geländeritt! Nun deckt ihn samt seinem Begleiter die schwarz schillernde Flut. Die Ufer sind Sumpf, der Flußgrund Schlick, das Wasser gibt die Leichen nicht wieder her.

Heide, Sumpf, Ried und Sand. Weit sieht man über das Land, endlos weit. Wilde Enten ziehen hoch über den Himmel.

Das Dorf am Wege ist niedergebrannt, wie alle. Von den strohgedeckten Holzhäusern stehen nur mehr die Lehmdielen mit dem Herd in der Mitte. Der hohe Schornstein ragt rauchgeschwärzt und brüchig in den Himmel. Auf einem Herd stehen noch die irdenen Töpfe. Die Äpfel und Birnen an den versengten Bäumen sind reif gedörrt von der Hitze. Unter ihnen liegt die nackte Leiche einer Frau. Die Kleider sind verbrannt, der ganze Körper ist schwarzgesengt. Nur an einem Fuße blieb der Stiefel durch einen lächerlichen Zufall unverbrannt. Ein Hund heult auf und schließt sich der Kolonne an. Er trottet nach und läßt sich nicht verscheuchen.

Von der Vorhut knattert Gewehrfeuer. Die Artilleriestäbe galoppieren vor. Die Batterien gehen am Rand des Sumpfes zwischen niederem Buschwerk in Stellung. Es ist die einzige Deckung. Auf Meilen ist das Land eben, eben wie ein Brett. Petersburger Gardekavallerie sperrt uns den Weg und deckt den Rückzug der abziehenden geschlagenen Armee. Wie das Dorf in Flammen steht und in Graben genommen ist, ergeben sich die übrigen. Ein Teil entkommt und hat noch Zeit, die Brücke hinter sich zu verbrennen. Wieder liegen wir Stunden.

Wir kommen nicht mehr viel weiter an diesem Tage. Im Wald ist Nachtlager. Zwischen den Bäumen weiden die Pferde. Blauer Rauch kräuselt vor den Zelten. Ein Wasserlauf ist nirgends zu finden. Zwischen den Erlen graben die Leute nach Wasser. Nach wenigen Spatenstichen quillt es aus dem Boden. Aber es ist lehmig und trüb. Der daraus bereitete Tee schmeckt nach Moor und Moos.

Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer knatterte die ganze Nacht. Die Vorhut schlägt sich mit den russischen Nachhuten herum, die sich wieder gesetzt haben. Aber am nächsten Morgen ist das Dorf, wo die Russen eine starke Stellung vorbereitet hatten, gestürmt. So überraschend wurde die Besatzung geworfen, daß sie nicht einmal mehr Zeit hatte, wie üblich, das Dorf in Brand zu stecken. Wir finden reiche Vorräte, Korn, Hafer und Heu, und haben zum erstenmal seit Wochen wieder Dach und Herd.

Sand wechselt mit Sumpf, magere Kiefern kümmern auf den hohen Dünen. Schneeweiß sind sie. Man meint, hinter ihnen müsse das Meer rauschen. Allein, es ist nur wieder Sumpf und Ried. Schützenlöcher sind auf den Hügeln. Wenige abgesessene Reiter versuchen immer wieder von neuem, den Vormarsch aufzuhalten.

In aufgelöster Ordnung marschiert die Division. Die Reiter gehen neben den müden Pferden. Geschütze und Fahrzeuge sind überladen mit Heu und Stroh aus dem letzten Quartier. Das muß für die nächsten Tage reichen. Die Köche der qualmenden Feldküchen suchen unterwegs nach trockenem Holz. Hinter mancher Kompanie wird eine Kuh oder ein Schwein getrieben. Unser Weg kreuzt die Heerstraße, die von Brest nach Osten führt, eine wundervolle Straße, die auf hohem Damm durch den Sumpf führt. Viele tausend Russen sind darauf marschiert. Ein Zug Flüchtlinge kommt uns entgegen. Abgetriebene Klepper ziehen mit Hausrat überladene Karren, Haufen von kleinen Kindern kauern auf den übereinandergetürmten Möbelstücken und Kornbündeln. Wie junge Vögel im Regen hocken sie eng nebeneinander. Alle paar Meter liegt neben der Straße ein totes Pferd.

Wir marschieren wieder durch den Sumpf. Seitwärts des Weges steht die Grasnarbe in sonderbaren, hügeligen Büschen.

Am Abend muß ich auf Ordonnanzritt noch allein über das Land. Weißer Nebel steigt aus dem Sumpf. Die Bäume des Gutshofes ballen sich zu weißlichen Wolken. Die Grenzen von Wasser und Land verwischen. Ein ungewisser Schimmer liegt über allem. Auf dem Boden glitzert es wie Reif. In der Ferne leuchtet es wie Schnee. Aus den Wolken lösen sich verschwommene Gestalten, Fußgänger und Reiter, gebeugt, zusammengekrampft vor Kälte, auf eisstarrendem Weg. Endlose Scharen und daran vorbeijagend ein Schlittengespann. Zwischen Pelzdecken ein vermummter Mann. Das Tier schrickt unter dem Reiter. Wohin ziehen wir? Unermeßlich ist dies Reich. Hinter uns her kommt der Winter.

## Sämtliche Jugendführer in der Sowjetunion verhaftet.

In der Sowjetunion ist, wie sich die „Preußische Zeitung" aus Warschau melden läßt, zurzeit ein ungewöhnlich interessanter und aufschlußreicher Vorgang zu beobachten, der das laufende Kapitel vom Zerfall des Sowjetsystems um einen sehr entscheidenden Abschnitt bereichert. Bisher mußte man annehmen, daß mindestens die Sowjetjugend, also jene Generation, die zur Zeit der Oktoberrevolution 1917 entweder noch nicht geboren war oder im Säuglingsalter stand oder politisch noch unmündig war, das Sowjetsystem unbedingt anerkenne und geschlossen hinter Stalin stehe. Denn diese Generation kannte ja nichts anderes als das Regime Moskaus, in dem sie aufgewachsen und erzogen worden war. Diese Auffassung ergab sich einwandfrei auch aus der Tatsache, daß bei allen Säuberungsaktionen immer die mittleren und älteren Generationen bevorzugt wurden.

Ganz klar hob sich die Tendenz des Kreml ab, sich der echten kommunistischen Kämpfer der Zarenzeit und der Revolutionsjahre zu entledigen und sie auszurotten, um die heranwachsende Generation dafür einzusetzen. Diese Politik, die „kommunistisch Geborenen" in den Vordergrund zu schieben, war geradezu schon System geworden, und Stalin selbst und mit ihr sein ganzer Kreis wies immer wieder mit Stolz darauf hin, daß der „Komsomol", die sowjetische Staatsjugend, der eigentliche Garant des Sowjetsystems und die Hoffnung der Weltrevolution sei.

Nun hat Stalin den offenen schweren Krieg gegen diesen seinen „Komsomol" eröffnet. Er tritt gegen die gesamte Sowjetjugend mit einer schlagartigen Schärfe und Entschiedenheit auf, daß man ihm die dringende Notwendigkeit ohne weiteres glauben darf. In Moskau, Leningrad, Kiew, Charkow, Smolensk, Krementschug, Poltawa, Uljanow- Rybinsk, Kalinin, Tambow und vielen kleineren Städten wurden auf Befehl Stalins die Komsomol-Leitungen verhaftet. Darunter befinden sich beispielsweise der Moskauer Generalsekretär des Komsomol, Kosserew, der in dieser Eigenschaft sogar Mitglied des Präsidiums des Obersten Rates der Sowjetunion ist, und acht Mitglieder der Moskauer Komsomol-Zentrale.

Der Komsomol galt als seine letzte zuverlässige Stütze unter den großen politischen Organisationen. Nun darf man wirklich fragen: Wer ist eigentlich noch für Stalin? Gewiß, die GPU. Aber sie besteht aus bezahlten Henkersknechten, die jeder andere auch kaufen könnte.

Kennzeichnend ist aber vor allem eine sehr lange polnische Stellungnahme in der Pressekorrespondenz des „Schlesischen Instituts" in Kattowitz (III, 32). Obwohl einige Beanstandungen gemacht werden, nennt der Kritiker Lücks Buch doch zusammenfassend „ein in vieler Hinsicht bahnbrechendes Werk" und unterstreicht dessen „große Bedeutung für die Erforschung der deutsch-polnischen Beziehungen." Es ist bedauerlich, daß die einzelnen polnischen Zeitungen bei der Wiedergabe der (im Original gedruckt vorliegenden) Korrespondenz dies positive Gesamturteil ihren Lesern vorenthalten und einfach weggelassen haben. Abgesehen davon hat aber fast die gesamte polnische Presse in stilistisch gemäßigter Aufmachung über den Inhalt des „Mythos" berichtet und dazu Stellung genommen.

Den wesentlichen Kern des Buches aber hat sie noch nicht hervorgehoben. Es will doch vor allem zeigen, daß man bei der Gestaltung der öffentlichen Meinung über das Nachbarvolk zwei Wege gehen kann. Den einfachen, der sich auf eine wirklichkeitsfremde und geisttötende grenzerische Schwarz-weiß-Malerei beschränkt, und einen schwereren, der durch gewissenhaften Unterricht und durch sachliche Aufklärung mutig zur wirklichkeitsnahen Erkenntnis der Andersartigkeit des Nachbarvolkes und damit zur gegenseitigen Achtung führt. Diesen Weg zu gehen, soll auch von uns Deutschen als die vom Nationalsozialismus gebotene Pflicht mehr und mehr anerkannt werden. Das bedeutet für uns nicht minder eine Berichtigung mancher überholten Anschauung, eine liebevollere Beschäftigung mit der polnischen Sprache und Kultur. Voraussetzung für den Erfolg dieser ehrlichen Bestrebungen aber ist, daß auch der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur einer den Erfordernissen der neuen Zeit Rechnung tragenden Revision unterzogen wird. Zwar gibt es noch viele, von den alten Zwangsvorstellungen beherrschte Presseorgane in unserem Nachbarvolke, die in dem deutschen Willen zur Neugestaltung nichts weiter als einen Angriff sehen wollen. Um so erfreulicher sind daher vereinzelte polnische Stimmen, die genau so wie die deutsche Seite die schablonenhafte Verzerrung des deutschen Wesens in der polnischen Dichtung mißbilligen. Die Wochenschrift „Kultura" (Nr. 33 von 1938) äußert sich dazu in folgender Weise:

„Der Deutsche muß immer fett, ordinär, trivial, geizig, ohne jegliche Gesellschaftskultur . . ., feige, hinterlistig sein." Diese Art der Darstellung muß „gemäß unserer nationalen Ehre und der Wirklichkeit einer Revision unterzogen werden."

Damit hat die Zeitschrift treffend gekennzeichnet, daß dies ganze Gebiet der deutsch-polnischen wissenschaftlichen Aussprache kein kleinliches Hadern, sondern eine Angelegenheit der nationalen Ehre unserer Völker ist.

D. P. D.